

Einleitung

Der Untersuchungsgegenstand dieser Schrift ist, von Marx ausgehend, der ökonomische Wert. Zu prüfen sind die Gültigkeitsbedingungen von ›Wert‹ nicht nur als theoretischer Begriff einer bestimmten Erkenntnisperspektive, sondern als objektiver Modus Operandi einer geldbasierten Ökonomie. Zum Zwecke dieser Prüfung wird ›Wert‹ in ein Spannungsfeld von philosophischen, ökonomischen und semiotischen Begriffen versetzt.

Im Zuge der Diskussionen um den dritten Kapital-Band schien der Wertbegriff der Arbeitswertlehre aufgrund des sogenannten Transformationsproblems desavouiert: Ein quantitatives Wertsystem lässt sich nicht widerspruchsfrei einem Preissystem voraussetzen, was sich in Inkonsistenzen der rechnerischen Transformation von Werten in Preise offenbart (Mühlpfordt, Bortkiewicz). Zwar werden heute Positionen vertreten, die eine konsistente mathematische Berechnungsmethode für durchführbar halten (Helmedag), doch zuweilen wird zugestanden, dass ein Wertsystem keine zwingende Bedingung für die Berechnung von Preisen darstellt (Quaas). Die Argumentation von der Ausnutzung der Differenz von Arbeit und Arbeitskraft als Quelle eines gesellschaftlichen Surplus erscheint von dieser Warte besehen entweder theoretisch hinfällig oder zumindest äußerst schwer zu beweisen, weil die Amalgamierung von Arbeit/Arbeitskraft mit Wert sich nicht umstandslos durch den Preisbegriff ersetzen lässt.

Damit ergibt sich folgende Problemstellung: Die Grundlage für eine veränderte Lebensweise, die dem Selbstbestimmungsanspruch jedes Menschen in Einsicht seiner wie ihrer wechselseitigen Angewiesenheit gerecht wird, ist die Verfügungsteilhabe über die Mittel zur Produktion des Lebens. Nun mag es reformorientierten Kritiker/innen des Kapitalismus verlockend erscheinen, die Verfügungsteilhabe, gestützt auf eine Arbeitswertlehre, von diesem Nexus Arbeit/Wertschöpfung normativ abzuleiten. Sofern sich dieser Nexus belegen ließe, könnte die geforderte Norm zunächst mit dem Argument begründet werden, dass den Produzenten des gesellschaftlichen Reichtums nicht die negativen Folgen ihres Einverständnisses in die Lohnarbeit aufgebürdet werden können, weil diese Bürde das Prinzip verletzt, unter dem sie schließlich der Ausnutzung der Differenz von Arbeit und Arbeitskraft zugestimmt haben: Äquivalenz. Die freiheitlich liberale Marktwirtschaft, die Ordnung der privatisierten Produktionsmittel und ein Staat,

der diese Ordnung qua Gewaltmonopol garantiert und tendenziell einseitig reguliert, stellen – in unterschiedlichen Abschattungen – bei Wohlverhalten mehr oder minder gutes Auskommen in Aussicht. Dieses Versprechen – systematisches Kernstück der neoklassischen Lehre der Ökonomie (Krätke) – wird offenkundig nicht eingehalten, und Vertreter der herrschenden Lehre führen dieses Resultat einseitig auf störende, marktexterne Faktoren zurück, wobei keine Einigkeit herrscht über die zunehmende Verschärfung der ökonomischen Situation der Volkswirtschaften (Mankiw). Aus dem schieren Faktum, dass offenkundig keinerlei Umschlag zu allgemeiner Prosperität abzusehen ist, wird vielmehr die Forderung abgeleitet, die seit Jahrzehnten praktizierten unternehmerfreundlichen Maßnahmen verstärkt fortzuführen. Die Forderungen nach einer größeren Beteiligung der abhängig Beschäftigten an den Gewinnen der Unternehmen wird vom Staat wie von Unternehmerverbänden in der Regel als ›populistisch‹, gewissermaßen als Kategorienfehler abgewiesen, weil derlei den systemischen Imperativ konkurrierender Volkswirtschaften verfehle.

Tief greifender allerdings wäre eine Kritik begründet, die ausführte, dass die Maxime der Reichtumserzeugung einer monetär gestützten Wirtschaft in sich brüchig ist, insofern diese prinzipiell die Grundlagen derselben unterminiert (Marx).

Was an der Oberfläche des herrschenden Diskurses zuweilen doch Wertschöpfung genannt wird – im Hintergrund wird Rekurs auf die subjektive Wertlehre genommen –, soll auf einer Kombination von Faktorinputs beruhen, deren jeweilige Outputleistung singular zu bestimmen sei. Die Berechnung der Outputleistung erscheint hierbei ohne besondere Berücksichtigung, ja sogar unter Ausschluss von Arbeit möglich. Allerdings weist diese Herangehensweise in der Erklärung der Preisbildung eine sublimale Verbindung mit der Arbeit (und eben nicht bloß mit dem Markt) auf, wenn es um das absolute Niveau der Preise geht: Die Größe des ›Lohngüterbündels‹, das wie ein Ersatz jener verpönten Stelle der Arbeitszeitquanten als Wertgrößen wirkt, ist eine externe Annahme (Ganßmann), die sich nicht mit den Vorgaben der Rechenvorschrift begründen lässt. Diese äußerliche Annahme verweist auf die Reproduktionsproblematik der Arbeitenden; die Neoklassik vermeidet jedoch, daraus Konsequenzen für das Verhältnis von Lohn und Profit zu ziehen.

Die Kritik im alten Fahrwasser einer quantitativen Wertvorstellung vermag, wie festgestellt wurde, diesen Nexus von Arbeit und Wert nicht lesbar

zu machen. Allerdings wird hier in Frage gestellt, ob die Mängel der quantitativen Wertvorstellung auch dessen qualitative Ausführung desavouiert haben. Bestimmte Protagonisten der sogenannten ›Neuen Marx-Lektüre‹ haben ihrerseits den Marx'schen Wertbegriff in dieser Hinsicht problematisiert. Innerhalb dieser Wiederaneignung wird zum einen die Engführung des Wertbegriffs in einer an der Hegel'schen Dialektik orientierten Lesart verfolgt, die à la longue darauf hinauslaufen dürfte, das erwähnte Problem der Wertquantität als Ergebnis einer unzureichenden Interpretation des Marx'schen Textes zurückzuweisen (Backhaus, Reichelt). Zum anderen wird eine Interpretation verfolgt, welche mathematische Systematiken stärker berücksichtigt, um auf diesem Wege eine veränderte Lesart des Wertbegriffs zugänglich zu machen (Heinrich). In beiden Varianten ist jedoch nicht zu erkennen, welche Lösung das Problem der Wertquantität erhält; so kann nicht ausgeschlossen werden, dass das Untersuchungsergebnis der eingangs erwähnten mathematisch spezialisierten Position (Quaas) nach wie vor zutrifft und die verschiedenen Bemühungen der ›Neuen Marx-Lektüre‹ in ökonomietheoretischer Hinsicht untergräbt: Wert – quantitativ darstellbar, aber redundant.

Zusammengefasst ergibt sich folgende Ausgangslage: Arbeitszeitquanten lassen sich nicht in Preissummen übersetzen, reine Preissysteme berücksichtigen die Sonderstellung der Arbeit nicht, obwohl sie implizit Gebrauch davon machen; ferner verweisen Letztere auf einen Wertbegriff, der nicht ausschließlich im Rahmen jener subjektiven Wertlehre aufgeht, deren Gesetze sie in Anspruch nehmen. Begriffsexplikationen in einer hegeliatisch-marxistischen Tradition stehen ihrerseits in der Gefahr, die Objekte ihrer Analyse gemäß den Strukturen ihrer Darstellungsweise zu modellieren. Die Forschungslücke besteht hier in Hinsicht auf die inhärente Zeichenproblematik der Kritik der politischen Ökonomie.

Neben einer Auseinandersetzung mit den immanenten Widersprüchen der herrschenden Theorie und einer Auswahl ihrer Quellen, soll im folgenden Text der Versuch unternommen werden, eine semiotisch sensibilisierte Lektüre des Problems auszubreiten, die insbesondere das Ziel eines dequantifizierten Wertbegriffs verfolgt. Dabei wird die in der ›Neuen Marx-Lektüre‹ betonte Problematisierung der ›Geltung‹ eine fortlaufende kritische Berücksichtigung finden.

Es ergibt sich der folgende Komplex von Fragestellungen: Welche Bedeutung hat der Geltungsbegriff in Bezug auf Wert, wenn man ihn unter semi-

otischen Gesichtspunkten betrachtet? Auf was verweist die Verwendung des Wertbegriffs, ob verdeckt oder offen, wenn es keinen konsistenten Weg gibt, konkrete Arbeiten quantitativ als Werte zu bestimmen, ohne impliziten Gebrauch von der Preisform zu machen (die doch erst aus dem Wert entwickelt werden soll)? Und wenn dennoch ein Wertbegriff entwickelt werden könnte, hätte er eine gesellschaftlich durchschnittliche Arbeit zur Substanz und eine eben solche Arbeitszeit als sein Maß? Und schließlich: Eröffnete eine semio-ökonomische Fassung des Wertbegriffs ein Prinzip, auf das sich eine Norm zur Reform der Verteilungsmodalitäten im Bestehenden gründen ließe?

Die hier vorgeschlagene Relektüre des Marx'schen Wertbegriffes behandelt die Genese der Wertgeltung als spezifische Produktivität auf der Ebene der Zeichenbildung. Diese jedoch entzieht sich sowohl dem Rahmen der ökonomischen wie der dialektischen Begriffsbildung, insofern alle Probleme des Zeichens sowohl den Objekten der Analyse wie den Darstellungsweisen stets vorweggeschickt sind. Geboten ist demnach eine veränderte Argumentationsstrategie, welche den heuristischen Charakter des Verhältnisses von Darstellung und Gegenstand wiederholt thematisiert. Semiosen (Peirce), deren spezifische Produktivität zu untersuchen ist, wo sich monetäre Wirtschaftsformen in Zeichen abstützen, werden sich als unberechenbare Realität jenseits diskursiver und mathematischer Systematisierungen ausweisen lassen. Dies bietet einen neuen Interpretationsrahmen über gegenwärtige Fragen der Kontrolle und Regulation der Ökonomie hinaus. Vor allem jedoch revidiert diese Perspektive bestimmte ökonomische Betrachtungsweisen menschlicher Arbeit, was Fragen der Verteilungsgerechtigkeit empfindlich berühren wird, da sich der Nexus Arbeit/Wertschöpfung nachweisen lässt, aber zugleich auch die Marx'sche These der systemimmanenten Unterminierung Bestätigung findet.

Als Ausgangspunkt des Untersuchungsganges wird die Verwicklung von Geld und Geltung auf begrifflicher Ebene gewählt; hierbei zeigt sich der unterschwellige Rekurs der herrschenden Lehre auf einen Wertbegriff, der nicht gesondert aufgeklärt wird. Die gängigen Narrationen zur Geldentstehung werden analysiert und neu bewertet. Vordringlich wird die Notwendigkeit einer rechnerischen Konsistenz herausgearbeitet, sofern es um eine Gesellschaftsformation geht, die sich über einen Markt reproduziert und Reichtumszuwächse verbucht (1).

Vor diesem Hintergrund werden einige für das Thema relevante theoretische Grundlagen der in Wissenschaft und Wirtschaftspolitik vorherrschenden Neoklassik konturiert. Die festgestellte Unabdingbarkeit einer gewissen algebraischen Konsistenz auf Systemebene wird sowohl mit der abendländisch traditionellen Idee der Gelderfindung wie mit der modernen Auffassung zur Geldentstehung konfrontiert. Ferner steht die Gemeinsamkeit von traditioneller wie moderner Auffassung zur Diskussion, wie sich die Norm eines Tauschs im Meta-Äquivalent des Marktgleichgewichts begründet (2).

Vertiefend ist zu fragen, welche Bedingungen die Einzelnen nicht nur intellektuell, sondern kognitiv zu erfüllen haben, um als Subjekte einer marktvermittelten Wirtschaft agieren zu können. Die Unterscheidung zwischen den humanen und den nonhumanen Bedingungen, die Erstere auf neuronaler Ebene materiell transformieren, erfährt hier eine Zuspitzung. Im Zuge dieser Explikation wird deutlich, dass das Begriffliche vom Algebraischen zu unterscheiden ist, mithin das linguistische Schema nicht bedenkenlos auf die algebraische Reproduktionssystematik übertragen werden kann. Begriff und Algebraik sind vielmehr als zwei unterschiedliche zerebrale Operationsweisen zu begreifen, die sich möglicherweise nicht voneinander ableiten lassen. (Infolgedessen wird hier nicht der Begriff der Semiotik, sondern jener der *Semiotik* resp. der *Semio-Ökonomik* verwandt.) Zeitgenössische Erkenntnisse aus der neurologischen Forschung zur Numerosität erfahren an dieser Stelle kritische Würdigung und werden unter semiotischen Gesichtspunkten diskutiert (3).

Des Weiteren sind die Grenzen des Verselbstständigungsparadigmas des Wertes – das im Kern der Marx'schen Wertformanalyse entstammt – neu zu bestimmen. Unter Bezug auf einen erweiterten Symbolbegriff wird der Zusammenhang von Bewusstsein, Unbewusstem, Begriff und Algebraik reformuliert (4).

Dieses neu bewertete Verselbstständigungsparadigma wird jeweils konfrontiert mit den Argumentationen der subjektiven und der objektiven Wertlehre wie auch der speziellen Diskussion der Wertformanalyse im Rahmen der ›Neuen Marx-Lektüre‹. Daraus ergeben sich veränderte Sichtweisen auf diese gegensätzlichen Komplexe, die das skizzierte semio-ökonomische Verfahren anreichern und eine neue Interpretation gewisser ›alter‹ Probleme der Marx'schen Wertformanalyse gestatten (5/6).

Auf diese qualitative Diskussion folgt die Ausbreitung des neoklassischen Theorierahmens, soweit dieser die These von der Verzichtbarkeit jeglicher

Werttheorie betrifft. Das sprichwörtliche Feld wird nun von gegnerischer Seite aufgerollt, um im Einzelnen zu zeigen, wie entgegen anderslautenden Behauptungen in verdeckter Weise von einem unscharfen Wertbegriff Gebrauch gemacht wird. Daraus ergibt sich insgesamt die Problemstellung, dass die Aufgabe, den ökonomischen Wert zu denken, der Theorie nach wie vor gestellt ist. Das vermögen Vertreter der Neoklassik in letzter Instanz nur willkürlich, jedoch nicht argumentativ abzuweisen. Demgegenüber ist die solchen Argumenten kritisch aufgeschlossene Diskussion zur objektiven Wertlehre zu dem Ergebnis gekommen, dass von einer quantitativen Wertsphäre nicht zwingend auszugehen ist, um Preisberechnungen anzustellen. Es ist daher zu erörtern, was dann die Verwendung des Wertbegriffs anzeigt, wenn der Parallelismus von Wertquanten und Preisen redundant ist. Daran knüpft sich die intendierte Fassung des dequantifizierten Wertbegriffs (7).

Als weiterer der Arbeitswerttheorie entgegengesetzter theoretischer Standpunkt ist die Systemtheorie zu befragen, aus folgendem Grund: In epistemologischer Hinsicht ist die Systemtheorie im sozialwissenschaftlichen Diskurs das, was die Neoklassik für das Feld der Ökonomietheorien und der Ordoliberalismus für das Feld der Politik ist. Die Diskussion der systemtheoretischen Ausführungen zum Geld als Kommunikationsmedium des Wertes dient der Zuspitzung der semiotischen Perspektive, insofern die Systemtheorie unterschwellig auf die Analogie von Geld und Sprache rekurriert. Schon damit fordert sie die Frage nach dem Symbolischen eines symbolisch generalisierten Mediums heraus (8).

Auf diese immanenten Analysen verschiedener Theorien, welche die Exklusivität des Nexus Arbeit/Wertschöpfung leugnen, folgt die Diskussion eines mathematiktheoretisch grundierten Beitrages innerhalb der ›Neuen Marx-Lektüre‹. Hierbei tritt der Unterschied des Begrifflichen und des Algebraischen in seiner Bedeutung für das Denken des Wertes deutlicher zutage (9).

In einem Exkurs werden einige Aspekte unter anderem des neoricardianischen Theorierahmens diskutiert. Dieser antwortet anders als die Neoklassik auf die Inkonsistenzen im dritten *Kapital*-Band, insofern die dabei konstruierten Ansätze der Preisbildung nicht von vorneherein auf die Verabschiedung des Nexus Arbeit/Wertschöpfung aus sind (wenngleich sie ebenfalls zu diesem Ergebnis kommen). Diese Auseinandersetzung wird mit Blick auf den exemplarischen Umgang mit dem Quantitätsproblem

des Wertes verfolgt, insbesondere, wo eine Rehabilitierung der objektiven Werttheorie annonciert ist (10).

Im vorletzten Schritt wird unter Anwendung des sukzessiv entwickelten Prinzips der Heuristik des *Als-ob* ein Vorschlag unterbreitet, den Nexus Arbeit/Wertschöpfung ohne Voraussetzung einer quantitativen Wertsphäre denkmöglich zu machen. Damit verbunden ist ein andersgearteter objektiver Wertbegriff, der sich der Einbeziehung semiotischer Terme verdankt haben wird. Darüber hinaus eröffnen sich im Anschluss neue Perspektiven auf die Rolle des Gebrauchswertes wie auf das Problem der gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitszeit. Der Nexus Arbeit/Wertschöpfung wird von der impliziten, linearen Zeitvorstellung gelöst und in ein Schema relationaler Zeitlichkeit transponiert (11).

Zum Schluss werden abermals bestimmte für das Thema relevante Probleme der Semiologie diskutiert. Die bisher gewonnenen Erkenntnisse sind auf die Stellung und Funktion der Schrift, allgemeiner: der Inskription zu beziehen. Die Rolle des Graphematischen im Spiel von Wert, physischer Menge und Begehren erfährt hier eine gesonderte Formulierung (12).

Es sei hervorgehoben, dass dieser Beitrag nicht als Kritik zu lesen ist, aus der Verbesserungen des Bestehenden abzuleiten wären. Die Erkenntnisse, die mit der dequantifizierten Fassung des Arbeitswertes einhergehen, liefern nicht nur eine Lesart des Bestehenden, sie unterminieren jegliche Vorstellung eines marktvermittelten, etatistisch kujonierten Gemeinwesens als Phantasma. Die in Arbeit verbrachte Lebendigkeit bedarf nicht einer ›humaneren‹ Spiegelung in Werten, sie bedarf der Emanzipation von dieser semio-ökonomischen Technik. Dieses Urteil nährt sich nicht aus normativen Erwägungen, sondern in Erinnerung wie Erneuerung der Einsicht, dass die Schranke der kapitalistischen Produktion das Kapital selbst ist. Es handelt sich schlicht um die Frage, ob die semio-ökonomische Vervielfachung durchs Geld Handlungsmaximen setzt, die als Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung dienen könnten, welche die Reproduktion der Handelnden zu garantieren vermag. Ist das nicht der Fall, ist die Basis dieser Maxime selbstwidersprüchlich und unterminiert die Allgemeinheit des Sinngehalts ihrer Ordnungsfunktion. Das ist der tiefere Grund der alten Erfahrung, dass Geld den Charakter verdirbt.

Einleitung

Die infiniten Fragen der Gerechtigkeit und der Gabe liegen jenseits einer wie auch immer gestalteten Äquivalenz-Ökonomie.

H. S., Mai 2010

1. Gelten und Geld

Zirkularitäten des Begriffs

Die eigentümliche Verschränktheit von *Gelten* und *Geld* erschwert es einigermaßen, nach der Geltung des Geldes zu fragen, was zunächst nur die Frage nach dem *Wie* seiner Konvertibilität impliziert. Das deutsche Wort ›Geld‹ ist das ›Gelten‹ schlechthin, nach der Geltung des Geldes zu fragen, bedeutet in gewisser Hinsicht nach der Geltung der Geltung zu fragen. Diese Zirkularität ist die Form einer gedanklichen Bewegung, in der bestimmte Inhalte erst verkehrsfähig werden, gerade indem ihre Genese undurchdringlich wird. Dass Geld ist, weil es gilt, und gilt, weil es ist, lässt als Aussage gerade die Möglichkeit einer differenziellen Bestimmung des Zusammenhangs von Austauschbarkeit und Gleichgeltung in sich zusammenstürzen.¹ Als Frage nach einem Ursprung ist diese Identität die Form des Subjekts, der Substanz, der Essenz schlechthin. Wie heute zu wissen wäre, ist alles Denken des ›Ursprungs‹ aber auf die Feststellung verwiesen, dass die vermeinte Essenz, das Signifikat, nicht an sich selbst ausdrücklich wird, sondern seinen semiotischen Wert aus der Position gegen alles empfängt, was es nicht ist. Ein ›Ursprung‹, der empfängt, statt unwiderruflich zu stiften. Fast unnötig zu erwähnen, dass der Versuch, dieses Thema über einen germanofonen Diskurs auszuweiten, etwa durch eine Übersetzung ins Englische oder aber in eine romanische Sprache, einen anderen Ausgangspunkt für die Argumentation wählen müsste, da anders als im Deutschen der Kontext von ›gelten‹ nicht mit ›Geld‹, sondern mit ›Wert‹ assoziiert ist: (eng.) *validity, valid*, (fr.) *valoir, être valable*, (sp.) *valer, ser valido*, (it.) *essere valido* usf.

Einem Hinweis Jean-Luc Nancys folgend entfaltet sich im Französischen wiederum ein Register, das die Frage der Geltung in den Horizont einer *Kraft* stellt, die Kraft zur Überwindung, Überschreitung, Beherrschung:

1 Reichelt, Helmut: ›Neue Marx-Lektüre. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Logik‹. Hamburg: VSA, 2008, vgl. S. 163

1. Gelten und Geld

»Avoir de la valeur, c'est donc d'abord être en état de réussir, c'est avoir la force physique et morale du succès, de l'exploit et de la victoire. C'est une capacité de l'emporter, et une puissance de réaliser. Il entre d'emblée dans la valeur une telle notion de puissance, de capacité ou de faculté.«²

»Etwas wert zu sein heißt also zu allererst: Erfolg zu haben bzw. zum Ziel zu kommen, also die physische oder moralische Heldentat, zum Sieg. Es ist die Fähigkeit, zu gewinnen (zu erobern), und die Kraft, etwas in die Tat umzusetzen. Im *Wert* ist also von Anfang an ein solcher Begriff von Kraft zu haben zum Erfolg, zur Macht, Fähigkeit und Vermögen enthalten.«³

Von nicht allzu weiter Ferne deutet sich die wohlbekannte Hegel'sche Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft an; eines der beiden souverän unduldsamen Selbstbewusstseine überwindet das andere nicht einfach durch den Mord, den sie aneinander androhen, sondern indem ein Antipode in Todesangst zurückweicht und damit die Kongruenz des Verhaltens aufbricht. Es ist nicht der Tod, sondern der Aufschub des Todes zu einem Simulakrum, der ihm durch Mark und Bein geht und seine Souveränität der Geltung beraubt. Umgekehrt: Die Geltung des anderen, des siegreichen Selbstbewusstseins, ist nicht aus ihm heraus begründet, sondern gründet in der Unterbrechung der Entwicklung des Selbstbewusstseins des Besiegten, und zwar durch die *Todesangst*, die den Tod, der nicht erlebt werden kann, *vertritt*. Das ist ein bedeutendes Moment aller Herrschaft, aber nicht das Ganze derselben.

Karl Heinrich Marx bedient sich in der nicht-essenzialistischen Entwicklung der Äquivalentform im *Kapital* des Beispiels vom König, der nur König sei, »weil sich andre Menschen als Untertanen zu ihm verhalten. Sie glauben umgekehrt Untertanen zu sein, weil er König ist.«⁴ Diese Anmerkung bezieht sich auf die sogenannten Reflexionsbestimmungen, deren Eigentümlichkeit für ›Geltung‹ sorgt, hier: für die Geltung eines Rocks als etwas Mystifiziertes, das an sich selbst Wert ausdrückt, *als ob* dies seine Eigenschaft wäre, und nicht durch den offensichtlichen Aufschub in der

2 Nancy, Jean-Luc: ›Vaille que vaille‹, in: *Zäsuren-Césures-Incisions*, 1/2000. S. 46

3 Ebd. S. 51. Übers. v. Eric Hoerl u. Georg Christoph Tholen.

4 MEW 23, S. 72, FN 21

Konfrontation mit einem anderen Warenkörper strukturiert würde, wie in der relativen Wertform. Der Charakter dieser Mystifikation hat nur Geltung innerhalb des Wertverhältnisses, und das ist die Stelle, an der Marx sein kleines Beispiel anbringt. Was ermöglicht diese analogische Verschiebung, von der sich Marx die Farbigkeit des Sinns abborgt? Wie Nancy zum ›Wert‹ bemerkt:

»La valeur est donc du même ordre que le sens: elle est ce que quelque chose (ou quelqu'un) est non pas en soi mais pour un autre (ou bien pour soi, si ›pour soi‹ s'implique nécessairement d'abord comme ›pour un autre‹). Valoir, c'est avoir du sens (pas nécessairement signifiant), et avoir du sens ou faire sens, c'est valoir (tantôt comme excellence – sens affirmatif –, tantôt comme prix – sens informatif). Au reste, le grec *dynasthai*, être puissant ou en puissance de (comme l'est un dynaste), pouvait également signifier ›avoir un sens, signifier‹.⁵

»Der Wert ist also von derselben Ordnung wie der *Sinn*: Er ist so, wie irgendetwas (oder irgendjemand) nicht an sich ist, sondern für einen anderen (oder aber für sich, wenn ›für sich‹ notwendig zuerst ›für einen anderen‹ impliziert). Gelten oder wert sein heißt: Sinn haben (der nicht notwendigerweise bedeutsam ist), und Sinn haben oder Sinn machen bedeutet, gelten oder wert sein (bald als Ausgezeichnetheit – affirmativer Sinn –, bald als Preis – informativer Sinn). Zudem kann das griechische *dynasthai* (mächtig oder vermögend sein, so wie ein Herrscher *dynaste*) ebenfalls für ›einen Sinn haben, bedeuten‹ stehen.«⁶

Die Geltung des Dynasten – siegreicher Herr, Ahne und Erbe eines Abwesenden – erlangt Sinn kraft einer Signierung (*signifier*); ein Spiel von Schrift und Sinnstiftung, das gleichwohl eine Verschuldung in sich birgt, namentlich jene, zu fixieren, was nicht fixiert werden kann: das transzendente Signifikat, das nicht erneut auf die Position eines Signifikans verwiesen werde, sondern die Geltung in sich selbst begründe. Die Pflicht, die Schuld zu tilgen, zwingt in den Zirkel der Wiederholung. Gleiche etymologische

5 Ebd. S. 47

6 Ebd. S. 53

1. Gelten und Geld

Herkunft wie *Geltung* wird dem englischen *guilt*, *Schuld*, *yield*, *Ausbeute* zugeschrieben. Es verweist zurück übers althochdeutsche *geltan*, dem gotischen *usgildan* und dem Präfix *fra* sowie dem germanischen *geldan* auf das *Erstatten*, das *Entrichten des Opfers* in rituellen Handlungen.⁷ Carl Menger führt seinerseits in den *Grundsätzen* folgende Etymologie an: Althochdeutsch *scaz*, *gelt* für *vergelten*, *Abgabe*, gotisch *skatts*, Übersetzung des griechischen Geldbegriffs mit *Vieh*, Altnordisch *giald*, Mittelhochdeutsch *gelt* für *Zahlung* als Akt wie Objekt.⁸

Zunächst fällt auf: Geltung kommt nicht an sich, sondern immer für anderes zur Wirkung, Geltung erscheint als die Struktur der Vertretung eines Abwesenden für einen Anderen. Geld erscheint als die Vertretung eines Wertes, der stets abwesend ist, doch in seiner Abwesenheit unabdingbar. Die landläufigen Narrative, die dennoch das Gelten des Geldes aus sich selbst in jedem Ökonomielehrbuch aufs Neue bestätigen, neigen dazu, den sprachlichen Disseminationen zum Trotz, diese Geltung seiner schlicht plausiblen Praktikabilität zuzuschreiben. »Wie nützlich müßte es darum sein«, befindet Wilhelm Roscher, »wenn es eine Waare gäbe, die Jedermann jederzeit angenehm wäre! Zumal wenn sie Theilbarkeit und Aufbewahrungsfähigkeit damit verbände.«⁹ Folgerichtig falle die Wahl auf die »currenteste Waare«, und diese Ware sei *Geld*. Roschers Formulierungen von der ›Einführung‹ des Geldes und den daraus erwachsenden Vorteilen der singulären Produktion, des gesteigerten Tauschverkehrs, stehen in ihrer Ausrichtung auf Praktikabilitätserwägungen allerdings im Widerspruch zu seinen komplexen Beispielen des bestehenden Tauschhandels.¹⁰ Ottmar Issing definiert knapp 150 Jahre später in seiner *Einführung in die Geldtheorie* die Funktionen von Tausch, Zahlung, Recheneinheit und

7 Siehe dazu: Wahrig, Gerhard: ›Deutsches Wörterbuch‹ Gütersloh: Bertelsmann, 1968, 1447; Kluge, Friedrich: ›Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache‹. 24., erw. u. überarb. Aufl. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2002, S. 343

8 Menger, Carl: ›Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Erster, allgemeiner Theil‹. Wien: Wilhelm Braumüller, 1871, FN S. 254

9 Roscher, Wilhelm: ›System der Volkswirtschaft‹. 5. Auflage. Stuttgart: Verlag der Cottaaschen Buchhandlung, 1864, § 116

10 Ebd. § 117

Wertaufbewahrung.¹¹ Nicholas Gregory Mankiws Standardwerk zur *Makroökonomik* versichert dem interessierten Publikum nach 166 Seiten, dass Wirtschaftswissenschaftler eine ganz spezielle Definition des Begriffes Geld verwenden: »Für einen Ökonomen stellt *Geld einen Vermögensbestand dar, der zur Durchführung von Transaktionen* verwendet wird.« Geld diene den Zwecken der Wertaufbewahrung, als Recheneinheit und als Tauschmittel. Die vertiefte Lektüre, die der Frage nachgeht, wie Wert und dessen Aufbewahrung zu denken seien, erfährt vom Geld als einer ›Zeitmaschine‹, denn es erlaube »den Transfer von Kaufkraft aus der Gegenwart in die Zukunft.« Allerdings folgt der alarmierende Hinweis, dass Geld »nur ein unvollkommenes Mittel zur Wertaufbewahrung« ist, denn: »Steigen die Preise, dann sinkt der reale Wert des Geldes.«¹² Was aber heißt dann ›Aufbewahrung? Geld scheint Unterbrechungen einer anderen Sphäre ausgesetzt, die seine Vollkommenheit als Wertaufbewahrungsmittel beeinflusst. Es scheint auf etwas außerhalb seiner funktionalen Bestimmungen *angewiesen, verwiesen*, das seine Qualität in veränderlichen Quantitäten *aktualisiert*. Zum Scheitern verurteilt ist in jenem Lehrbuch freilich die Suche nach diesem Wert, der sich seiner Aufbewahrung wie seiner bruchlosen quantitativen Transformation zu sträuben scheint und die Kaufkraft minimiert. Und doch kommt es nicht zu einer dezidierten Formulierung der Problemstellung von Wert im Verhältnis zum Preis. Wo über derlei noch diskutiert wurde, empfahl Paul A. Samuelson zur Lösung des Problems einen Radiergummi, mit dem solche Fragen nach Wert und den Möglichkeiten seiner Transformation in Preise beseitigt werden könnten.¹³

Die Wertquantität ist in der Neoklassik also schlicht ausradiert, es bleibt allein ein System von Preisen übrig, was seine tieferen Gründe darin hat, dass die Neoklassik auch mit der subjektiven Wertlehre im Grunde nichts

11 Issing, Ottmar: ›Einführung in die Geldtheorie‹. 14. Aufl. München: Vahlen, 2007, S. 1-5

12 Mankiw, N. Gregory: ›Makroökonomik‹. Übers. v. Klaus Dieter John. 3. Aufl. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, 1998, S. 166f

13 Samuelson, Paul A.: ›Zum Verständnis des Marxschen Begriffs ‚Ausbeutung‘: Ein Überblick über die sogenannte Transformation von Werten in Produktionspreise‹ (1971). Übers. v. d. Hrsg. In: Nutzinger, Hans G./Wolfstetter, Elmar (Hrsg.): ›Die Marxsche Theorie und ihre Kritik I. Ein Textsammlung zur Kritik der Politischen Ökonomie‹. Frankfurt a. M./New York: Campus, 1974, vgl. S. 239

anzufangen weiß. Und doch ›spuken‹, wie Michael Krätke formuliert, Wertbegriffe in der ›Lehrbuchökonomie‹ herum.¹⁴ Dieser Befund des ›Spuks‹ ist unbedingt ernst zu nehmen (siehe Kapitel 6). Denn schon wiedergängert in Gestalt einer gewissen Evidenz, deren Ausdruck heftig nach *dem Anderen* verlangt, der in die Unterwelt verbannte Wert: Steigen die Preise, dann sinke der reale Wert des Geldes. Handelt es sich nicht bloß um eine relationale Aussage? Je höher die Preise, desto höher die Geldsummen, die zu entrichten sind, desto niedriger also der Wert des Geldes. Mankiws Hinweis auf das Steigen der Preise hat jedoch keine erklärende Kraft, weil sich die Preise wiederum am Geld in seiner zweiten Funktion als Recheneinheit messen. (Der Ausdruck könnte auch lauten: je höher die zu entrichtenden Geldbeträge pro Gütereinheit, desto wertvoller die Güter. Das dürfte mit Blick auf die Erfahrungen der Inflationen kaum den Status einer Evidenz erlangen.) Reichelts These, der Wertbegriff werde im »harmloseren Ausdruck Recheneinheit«¹⁵ impliziert, ist insofern zuzustimmen. Es wird also nicht mehr gesagt als: Das Geld drückt quantitative Veränderungen in Preisen der einen Güter in Relation zu den Preisen anderer Güter aus, kurzum: Geld drückt sich in Geld aus. Wie ist dies zu verstehen? »Um die Funktionen des Geldes besser zu verstehen, ist es hilfreich, sich eine Wirtschaft ohne Geld, eine sogenannte Naturaltauschwirtschaft, vorzustellen.«¹⁶ In der Narration darf nie der Hinweis fehlen, dass Geld sich entwickelt, weil es den Tausch erleichtert. »Die Beteiligten akzeptieren Warengeld, wie z. B. Gold, weil es einen immanenten Wert aufweist.«¹⁷ (Mit Marx an den Mystizismus dieser Aussage erinnernd: Weil es sich in Äquivalentform befindet und innerhalb eines bestehenden ökonomischen Verhältnisses scheinbar an sich selbst Wert ausdrückt, d. h. kein Signifikans zu benötigen scheint.) Über die Immanenz des Wertes im Warengeld, das als Wertaufbewahrungsmittel fungiert, aber zugleich unzureichend ist, also: *nicht* fungiert – wie am Steigen der Preise zu lernen ist –, ließe sich lange meditieren. Bei Issing wiederum ist zu lernen, dass, weil das Rechnen in Geldpreisen

14 Krätke, Michael R.: ›Neoklassik als Weltreligion?‹. In: Loccumer Initiative kritischer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen (Hrsg.): ›Die Illusion der neuen Freiheit. Realitätsverleugung durch Wissenschaft‹. Hannover: Offizin-Verlag, 1999, S. 100-144

15 Reichelt: ›Neue Marx-Lektüre‹, S. 213

16 Mankiw: ›Makroökonomik‹. S. 167

17 Ebd. S. 168

»die entscheidende Grundlage für alle Formen der Wirtschaftsrechnung im einzel- und gesamtwirtschaftlichen Bereich« bildet, nur stabiles Geld die verschiedenen Funktionen der Berechnung »optimal« ermöglicht. Die Krise bringt den Wiedergänger ans Licht: »Je mehr das Geld an Wert einbüßt, desto weniger vermag es die ihm zugewiesene Rolle zu erfüllen.«¹⁸

In quantitativer Hinsicht scheint die Geltung des Geldes, das lässt sich den Ausführungen Mankiws entnehmen, stets auf dem Spiel zu stehen. Um gleichwohl flüssige Transaktionen wirtschaftlicher Aktivitäten gewährleisten zu können, muss ein gewisses Vergessen unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Platz gegriffen haben, denn nachdem sich statt des schillernd immanent wertvollen Goldes nun immanent wertlose Geldzeichen mit Golddeckung bewährt haben, werde schließlich

»auch die Notwendigkeit der Golddeckung unbedeutend. Wenn niemand mehr einen Gedanken daran verschwendet, seine Geldscheine in Gold umtauschen zu wollen, dann macht sich bald auch niemand mehr Gedanken darüber, wenn der Staat die Möglichkeit zur Einlösung abschafft. Solange jeder weiterhin diese Zertifikate im Tausch gegen Güter akzeptiert, haben sie einen Wert und dienen als Geld.«¹⁹

Mankiw beschreibt hier die Abkehr vom sogenannten »lender of last resort«, eine Begriffsschöpfung, die auf Francis Barings Formulierung des »dernier resort« zurückgeht und vor dem Hintergrund der Erfahrung der 1793er Bankenkrise die Möglichkeit der Bank of England beschreibt, bei Liquiditätsengpässen mit Notengeld auszuhelfen.²⁰ Solche Probleme verursacht

18 Issing: »Geldtheorie«, S. 2

19 Mankiw: »Makroökonomik«, S. 169

20 Baring, Francis: »Observations on the establishment of the Bank of England and on the paper circulation of the country« (1797). In: Capie, Forrest H.: »The Lender of Last Resort«. London [u. a.]: Routledge, 2007, S. 3-28. In jener Krise litt die Geltung des Geldes der englischen Provinzialbanken, da es nicht zu seinem nominalen Wert akzeptiert wurde – im Gegensatz zu den Noten der Bank of England. Hinter einer Zentralbank in der Funktion des lender of last resort steht nur noch der Staat, gewissermaßen als last lender of last resort, sollte die betreffende Zentralbank nicht ausreichend Kapital gebildet haben oder aber das gesamte Bankensystem einer Volkswirtschaft unter erheblichen Problemen leiden, die Geltung seines Geldes aufrechtzuerhalten. (Siehe auch: Steiger, Otto: »Der Staat als ‚Lender of last resort‘ – oder: Die Achillesferse des Euro-Systems«. Zentrum für Europäische Integrationsforschung, Working Paper B 22/2002)

1. Gelten und Geld

nicht zuletzt die systemgewordene Geltung des Geldes, die zuweilen willentlich auf Mystizismus gestützt wird.

Drei Formationen des Tauschs

Es zeigt sich, dass in Fragen der Geltung des Geldes keine Exotik aufgerufen werden muss, um Merkwürdigkeiten zutage zu fördern. Weil derlei jedoch zur Narration gehört und auch Mankiw mit jener kleinen Insel im Pazifik aufwartet, auf der das ›Geld‹ gewissermaßen auf der Straße liegt, weil es zu schwer zum Tragen, geschweige denn zum Stehlen ist, soll hier nicht zurückgesteckt werden. *Vamos a la playa*. William H. Furness beschreibt zum Beginn des 20. Jahrhunderts den Umgang der Einwohner von Yap (auch Uap) mit einem begehrten Artefakt, genannt *fei*, Scheiben, die aus Kalksteinbrüchen einer Nachbarinsel – Palau (auch Pelao) – gehauen und von dort mit Flößen abtransportiert werden. Er unterstellt seine Erörterungen dabei den Begriffen *money* und *currency*. Auf Yap hätten die »simple hearted natives« das grundlegendste Problem der politischen Ökonomie gelöst, »and found that labour is the true medium of exchange and the true standard of value.«²¹ In der Interpretation des Tauschverkehrs auf Mikronesien stellt sich allerdings das gleiche Problem wie in der Untersuchung mesopotamischer Tontafeln auf Hinweise zum Geldgebrauch: Die *differentia specifica* des Geldbegriffs muss jenseits der üblich gewordenen funktionalen Definitionen bestimmt werden, da die Funktionsbestimmungen auf der Handlungsebene eine begriffliche Überdehnung zumindest nicht zu behindern scheinen, sodass eine Vielzahl von Phänomenen unter die Kategorie Geld oder seine Varianten untergeordnet werden kann. Es schafft keine Abhilfe, darauf zu verweisen, dass es sich um verschiedenes Geld handle – dies vervielfachte lediglich die Definitionen. Der denkbare Einwand, hier zeigten sich verschiedene Entwicklungsstufen des Geldes, findet sich mit der Schwierigkeit konfrontiert, Handlungsmuster verschiedener Zeiten an verschiedenen Orten im Schema einer anthropozentrischen Genealogie zu verbinden. Dem liegt die implizite Annahme einer allgemeinen Grund-

21 Furness, William Henry: ›The Island of Stone Money: Uap of the Carolines‹. Philadelphia/London: Lippincott, 1910, S. 93